



Christoph Marksches

Zusammenfassende Anregungen für die Diskussion – fünf Thesen zum Thema

In: Zuviel Mainstream oder: Wie kommt das Neue in die Wissenschaft? : Streitgespräche in den Wissenschaftlichen Sitzungen der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 5. Juni 2015 und am 27. November 2015. – Berlin: 2016, S. 59-67 (Debatte ; 15)

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25589](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25589)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Christoph Markschieß

Zusammenfassende Anregungen für die Diskussion – fünf Thesen zum Thema

Liebe Kolleginnen und Kollegen, ich werde nicht nur über mein eigenes Fachgebiet sprechen (das wäre ja auch herzlich langweilig), sondern versuchen, für unsere gleich folgende Diskussion die Beiträge zusammenzufassen, damit doch wenigstens der chimärenhafte Eindruck einer Vorbereitung dieser Debatte durch Herrn Mittelstraß und mich selbst entstehen kann. Ich werde also versuchen, die vorangegangenen fünf Beiträge zusammenzufassen, und zwar mit *fünf Thesen*, die auch in die Diskussion einleiten sollen. Natürlich spielt in jeder dieser Thesen auch mein eigenes Forschungsgebiet, die Antike und ihre Transformations- und Rezeptionsgeschichte, eine Rolle, aber eben keine ausschließliche.

Das Thema unserer Debatte war: Wie kommt das Neue in die Wissenschaft? Und damit war zugleich auch der Bezug auf den Mainstream als das Oppositum des Neuen gesetzt. Aus den Beiträgen ist *erstens* deutlich geworden, dass man, um die Frage zu beantworten, erst einmal wissen muss, was eigentlich „neu“ ist. Schon der schlichte Satz „Ist mir neu“ macht ja deutlich – so meine erste These –, *dass „das Neue“ ein relativ prekärer Begriff ist*, im Unterschied zum deutlich weniger prekären Begriff „Mainstream“. Mit dem Begriff „Herdentrieb“ hatte Herr Quack „Mainstream“ ins Deutsche übersetzt. Wenn man stärker von der wörtlichen Übertragung ausgeht, verwundert nicht, dass wie der Begriff „Mainstream“ auch sein Inhalt schnell deutlich wird: Schaut man sich das Nildelta an, ist vollkommen klar, wo da der Mainstream ist und was die Nebenflüsse sind. Warum ist „das Neue“ im Unterschied zum Terminus „Mainstream“ ein relativ prekärer Begriff? Mein Eindruck ist: Weil der Zugang zu seiner Bedeutung gewöhnlich mit Dualismen verstellt ist – wie beispielsweise mit dem grundlegenden Dual „alt“ versus „neu“. Wenn man das „Deutsche Wörterbuch“ anschaut, das nach den Brüdern Grimm vor allem von Mitarbeitenden unserer Akademie fortgesetzt worden ist, wird „neu“ ganz entsprechend als Gegensatzbegriff zu „alt“, „verbraucht“, „überkommen“

und „bekannt“ bestimmt.¹ Aber stimmt das wirklich? Horst Bredekamp hat in seinem Beitrag deutlich gemacht, dass bei einer solchen Definition unausgesprochen gewichtige Annahmen vorausgesetzt sind. Seine Frage, ob „das Neue“ und „das Moderne“ wirklich so eng zusammengehören, wie wir oft meinen, markiert den kritischen Einspruch gegenüber der Ansicht, dass „das Neue“ einfach nur das nicht Verbrauchte, Überkommene und Bekannte sei. Ich möchte mit meiner ersten zusammenfassenden These diesen Einspruch verstärken und auf mein eigenes Fachgebiet, die Antike, ausweiten. Die klassische antike Philosophie habe – so heißt es in einem einschlägigen großen philosophiegeschichtlichen Lexikon – das Neue und die Neuheit nicht thematisiert. Bei Platon werde zwar „das Plötzliche“ (τὸ ἐξαίφνης) beschrieben, nicht aber „das Neue“ der Zeit und dem Ursprung nach (νέος) oder der Art und der Qualität nach (καινός) thematisiert.² Allerdings gab es auch schon in der Antike unter den Philosophen Skeptiker, die eben dasjenige Prinzip des methodischen Zweifels vertraten, über das Frau Mayntz gesprochen hat, und natürlich fanden in der Antike damit auch ganz im Sinne der Differenzierung, auf die Horst Bredekamp aufmerksam macht, Debatten darüber statt, welchen Wert Neuheit an sich hat – selbst wenn dafür der Begriff „Neu“ ebenso wenig verwendet wurde wie der Begriff „Moderne“.³ Der berühmte Satz „das Ältere das Bessere“ (πρεσβύτερον κρείττων) im Munde des unteritalischen Philosophen Timaeus⁴ enthält natürlich eine These über den Zusammenhang von Neuheit und Wahrheit, ebenso wie eine antike skeptische Erkenntnistheorie. Mit anderen Worten: Die ziemlich weit verbreitete Vorstellung, erst in der europäischen Neuzeit werde der methodische Zweifel und die durch ihn begrenzte Neugier Standard als etwas Neues gegenüber der christliche Verurteilung der *curiositas*, der Neugier⁵, und des Zweifels, für die man sich gern auf Blumenberg beruft⁶, hängt mehr mit unserem *Bild* von Antike als mit der Antike selbst zusammen. Die genannte Vorstellung entsteht vermutlich nicht zuletzt dadurch, dass im

¹ Rath, Norbert, s.v., Historisches Wörterbuch der Philosophie VI (1984), (S. 727–731) S. 727 nach Matthias Lexer, s.v., Deutsches Wörterbuch VII (1889) = XIII (1984), S. 645–649.

² Moltmann, Jürgen, s.v., Historisches Wörterbuch der Philosophie VI (1984), (S. 725–727) S. 726.

³ Kinzig, Wolfram: *Novitas Christiana. Die Idee des Fortschritts in der Alten Kirche bis Eusebius, Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte* 58, Göttingen 1994 mit Rezension von C.M., *Theologische Literaturzeitung* 120 (1995), S. 809–814.

⁴ (Ps.-?) Locrus, *Timaeus: De natura mundi et animae*, S. 206, 12f. Thesleff.

⁵ Labhardt, André: s.v., *Augustinus-Lexikon*, Vol. II (1996–2002), S. 188–196.

⁶ Blumenberg, Hans: *Der Prozeß der theoretischen Neugierde*, suhrkamp taschenbuch wissenschaft 24, Frankfurt am Main 1973.

klassischen deutschen Humanistischen Gymnasium Platon und darauf aufbauend in unseren Bildern des „Fortlebens der Antike“ ein ganz bestimmter christlicher Platonismus als generelles Paradigma dient, während beispielsweise die skeptischen Traditionen der Antike, die ja auf einen Cicero oder Augustinus erhebliche Wirkung ausübten, meist marginalisiert oder ganz unterdrückt werden. Solche Simplifizierungen bei der Rekonstruktion der Geistes- und Ideengeschichte leisten aber jenen Dualen Vorschub, die sich dann auch bei unserem Verständnis des Begriffs „Neu“ beobachten lassen und ihren Weg in die zitierten Lexika gefunden haben.

Wenn auf diese Weise hoffentlich meine erste These, dass „das Neue“ ein prekärer Begriff ist, wie man an den uns ständig unterlaufenden Dualismen und der mangelnden Differenzierung des semantischen Umfeldes sehen kann, ansatzweise belegt ist, folgt quasi automatisch *zweitens*, dass präzise Arbeit an diesem Begriff notwendig ist. Somit lautet also meine zweite These: *Es ist präzise Begriffsarbeit am Begriff „das Neue“ notwendig, um die Frage, wie das Neue in die Wissenschaft kommt, sachgemäß beantworten zu können.* Begriffsklärung beginnt mit Differenzierungen: Zu diesem Zweck muss man zunächst einmal zwischen „neu“ und „wahr“ unterscheiden, obwohl mindestens alltagssprachlich diese beiden Begriffe so verwendet werden, als seien sie identisch. Frau Mayntz hat gezeigt, dass auch zwischen „neu“ und „risikoreich“ sorgfältig differenziert werden muss, dass also „neu“ und „risikoreich“ einerseits und „alt“ und „risikoarm“ andererseits keineswegs in eins fallen müssen und schon gar nicht auf einer Ebene liegen. Am Ende einer solchen Arbeit am Begriff könnte eine Verständigung darüber stehen, was „neu“ sein soll – ich würde probeweise einmal vorschlagen, darunter für die Zwecke unserer Diskussion zu verstehen *eine Neukonfiguration von Elementen, die so bisher nicht vorhanden war.* Man könnte dann weiter differenzieren zwischen einer *methodischen* und einer *inhaltlichen* Neuheit und Bereiche unterscheiden, in denen solche beiden Typen von Neuheit auftreten. Wenn man sich diese Differenzierungen näher anschaut, wird deutlich, dass in der neuzeitlichen Theoriebildung über Neuheit an dieser Stelle ein Problem entstanden ist, wie indirekt Herr Quack ja auch deutlich gemacht hat: Hegel hat versucht, Neuheit ausschließlich in der Geschichte zu verorten und die These vertreten, es gäbe in der Natur überhaupt keine Neuheit: „Die Veränderungen der Natur, so unendlich mannigfaltig sie sind, zeigen nur einen Kreislauf, der sich immer wiederholt; in der Natur geschieht nichts Neues unter der Sonne, und insofern führt das vielförmige Spiel ihrer Gestaltungen eine Langeweile mit sich. Nur

in den Veränderungen, die auf dem geistigen Boden vorgehen, kommt Neues hervor“. Veränderungen sind also für Hegel im Grunde nur auf geistigem Boden möglich, Geschichte ist daher *der* Ort des Neuen und sie wird von ihm daher als Fortschrittsgeschichte gedacht.⁷ Geisteswissenschaftliche Thesen über Fragen der Naturwissenschaft können problematisch sein; diese These ist es gewiss. Sie ist schon deswegen problematisch, weil sie erneut auf einen Dual führt, in dem eine natürliche Welt einer geistigen Welt gegenübergestellt wird. Es wäre aber wünschenswert, Theorien zu entwickeln, die solche Einseitigkeiten vermeiden. Ich denke beispielsweise an den amerikanischen Philosophen Alfred North Whitehead (1841–1947). Bei Whitehead, der als Mathematiker seine Karriere begonnen hat, spielt die Kategorie der „Neuheit“ eine zentrale Rolle in seinem Entwurf eines philosophischen Systems und verbindet gerade Natur- und Geisteswissenschaften. Aufgrund von Kreativität, die Whitehead als ein universales Prinzip versteht, als „Universalie der Universalien“⁸, wird aus vielem ein wirkliches Ereignis, ein neues Einzelwesen, „das sich von jedem unter den ‚vielen‘ unterscheidet, die es vereinigt“. „Die Kreativität“ führt etwas „Neues in die Natur der vielen ein, die das Universum als trennendes verkörpern“.⁹ Auf diese Weise erneuert Whitehead sogar klassische metaphysische Annahmen: Gott wird als Ermöglichungsgrund aller Möglichkeit „Organ des Neuen“.¹⁰ Ob Whitehead, der sich stark von Relativitätstheorie angeregt wusste, diese korrekt wahrgenommen und ausreichend aufgenommen hat, müssen andere entscheiden; wichtig bleibt meines Erachtens sein Impuls, den Begriff „das Neue“ und die „Neuheit“ so zu verstehen, dass irreführende Dualitäten (wie die zwischen Geist und Natur) möglichst vermieden werden und weder die Geisteswissenschaften die Naturwissenschaften bevormunden noch umgekehrt die Naturwissenschaften die Geisteswissenschaften.

Wenn, wie wir sahen, „das Neue“ ein prekärer Begriff ist und präzise Begriffarbeit notwendig ist, dann geht es nicht nur um Definitionen, sondern *drittens* auch um das Verhältnis des Neuen zur Wahrheit. Darin stimmen,

⁷ Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Theorie-Werkausgabe 12, Frankfurt/Main 1973, S. 74 sowie Günther, Gotthard: Die historische Kategorie des Neuen. In: Hegel-Jahrbuch 1970, S. 34–61.

⁸ North Whitehead, Alfred: Prozess und Realität. Entwurf einer Kosmologie, übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Hans Günter Holl, 2., überarb. Aufl., Frankfurt/Main 1984, S. 62.

⁹ Whitehead: Prozess und Realität, S. 62.

¹⁰ Whitehead: Prozess und Realität, S. 62.

wenn ich das recht sehe, Renate Mayntz, Horst Bredekamp und Martin Quack überein, natürlich auch Jürgen Mittelstraß und ich. Meine dritte These lautet daher: *Man kann nicht über „das Neue“ sprechen, ohne die Frage nach der Wahrheit dessen, was (als) neu behauptet wird, zu stellen.* Anders formuliert: Wenn man Wissenschaft als eine gemeinschaftliche Suche nach wahrer Erkenntnis versteht (und man kann dies selbstverständlich vor durchaus unterschiedlichem philosophischen Hintergrund tun), dann ist „das Neue“ nur insofern interessant, wenn eine *neue* Aussage zugleich auch eine *wahre* Aussage ist. Noch einmal anders formuliert: Nur die unmittelbare Kombination von Neuheit und Wahrheit kann im eigentlichen Sinne wissenschaftlich interessant sein, eine neue, aber falsche Aussage ist höchstens interessant, um in Zukunft vergleichbare falsche Aussagen als wissenschaftliche Irrwege zu vermeiden. Wer entscheidet aber, was wahr ist? Jürgen Mittelstraß hatte in seinem einleitenden Beitrag darauf hingewiesen, dass es Wissenschaften gibt, in denen eine allgemein akzeptierte Instanz existiert, mit deren Hilfe die Frage, ob das Neue zugleich auch wahr ist, für eine Gemeinschaft leicht entscheidbar ist. Mittelstraß sprach mit Blick auf die Naturwissenschaften von der Instanz der Natur. Wenn man Wissenschaften als Gemeinschaften von Menschen versteht, die nach Wahrheit suchen, dann ergibt sich daraus eine Art von kategorischem Imperativ für den Wissenschaftsbetrieb: „Suche nach solchen Instanzen, die allgemein akzeptierte Entscheidungen über die Wahrheit neuer Sätze ermöglichen und versuchen, fehlerhafte Instanzen zu identifizieren“. Aus einem solchen kategorischen Imperativ folgt allerdings auch, dass man vermeiden sollte, Instanzen, die solche Entscheidungen ermöglichen, so lange theoretisch wie praktisch zu demontieren, bis sie als solche Instanz gar nicht mehr funktionieren können – ich denke bei diesen Bemerkungen beispielsweise an die Instanz des Textes in den Literaturwissenschaften. Wenn (um einen komplexen Sachverhalt für Zwecke unserer Diskussion stark zu vereinfachen) die kategoriale Vorgängigkeit des Textes gegenüber seinen Interpretationen in manchen literaturwissenschaftlichen Theorien soweit aufgelöst wurde, dass an die Stelle einer Reihe von angemessenen Interpretationen nur noch das „anything goes“ trat, dann war damit jedenfalls auch die Funktion des Textes als eine, im Diskurs der Interpretierenden jedenfalls präsente kriteriologische Instanz zur Überprüfung von Neuheit aufgehoben. Natürlich ist mir deutlich, dass Entscheidungen über die Wahrheit von neuen Aussagen im konkreten akademischen Alltag nur allzu oft als reine Machtfragen behandelt werden und dann Schulzirkel oder Zitierkartelle als solche Definitionshoheit bean-

spruchen. Es muss, wie Martin Quack sagte, eben bei der Institutionalisierung und Administration von Wissenschaft dafür gesorgt werden, dass die Machtfrage nicht auf solche Weise die Wahrheitsfrage dominiert.

Meine vierte und vorletzte These scheint auf den ersten Blick diesem eben explizierten Insistieren auf der unverzichtbaren Bedeutung der Wahrheitsfrage zu widersprechen. Ich möchte nämlich *viertens* dafür werben, die Begriffe „Mode“ und „Spiel“ im Blick auf unser Thema zu rehabilitieren und nicht zu kritisch mit ihnen umzugehen. Da ich mich zu diesem Thema allerdings schon einmal ausführlicher auf einer Konferenz im Jahre 2007 zu Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften (gemeinsam mit unserem Akademiemitglied Erika Fischer-Lichte und dem Kunsthistoriker Wolfgang Kemp) geäußert habe und unsere Zeit knapp ist, möchte ich auf diese Beiträge verweisen.¹¹ Auch zum Thema „Spiel“ muss ich nicht lange Bemerkungen vortragen; es ist anderswo ja ausführlich nachgewiesen¹², dass und wie bei Kant, Schiller und im deutschen Idealismus der Begriff „Spiel“ philosophisch relevant wird, bis es dann bei Nietzsche heißt: „ihr steifen Weisen, mir ward Alles Spiel“¹³. In diesen Beiträgen wird ausführlicher belegt, was ich hier nur thesenhaft zusammenfasse: Natürlich kann es in unserem Zusammenhang nicht um Mode als Mode oder Spiel als Spiel gehen, sondern um Mode und Spiel als *Movens* hin zu wahren Neuen und neuem Wahren. Etwas anders formuliert: Gute Wissenschaft und Fortschritt in der Wissenschaft kommen dann zustande, wenn Modeaffinität und Moderesistenz sich in einem richtigen Verhältnis befinden, wenn der Spieltrieb seine Begrenzung an der Wahrheitsfähigkeit des Spiels angesichts der vorhin erwähnten Instanzen findet. So wie es schrecklich wäre, in einer Gesellschaft zu leben, in der nur moderesistente Menschen leben, die ihren eigenen, ganz auf sich selbst bezogenen Stil pflegen, weil sie um keinen Preis dem allgemeinen Zyklus der Moden folgen wollen, wäre es geradezu

¹¹ Fischer-Lichte, Erika: Weltwahrnehmung im Wandel: Neue Theorieansätze als adäquate heuristische Instrumente der Geisteswissenschaften. In: Lack, Elisabeth & Christoph Markschies (Hg.): What the Hell is Quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften, Frankfurt/Main 2008, S. 115–133; Markschies, Christoph: Der genauere Blick: Welche Moden haben uns wo die Qualität verdorben? In: ebd., S. 134–145 sowie Kemp, Wolfgang: Wehe, Behemoth erwacht – harmlose und weniger harmlose Moden in den Geisteswissenschaften. In: ebd., S. 145–149.

¹² Vgl. z. B. Corbineu-Hoffmann, Angelika: s.v., Historisches Wörterbuch der Philosophie IX (1995), S. 1383–1390.

¹³ Nietzsche, Friedrich: Nachgelassene Fragmente 1888 20[40]. In: Friedrich Nietzsche, Nachlaß 1887–1889. Kritische Studienausgabe, hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, Bd. XIII, München u. Berlin/New York 1999, S. 556.

fatal, wenn eine Wissenschaft ausschließlich durch isolierte Figuren geprägt wäre, die niemals – sei es aus Spieltrieb, sei es aufgrund von Affinität zur neuesten Mode – neue Hypothesen im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Wahrheitssuche ausprobieren würden. Friedrich Nietzsche hat einmal das Credo solcher isolierter Figuren karikiert und formuliert: „Das Neue ist aber unter allen Umständen das Böse, als das, was erobern, die alten Grenzsteine und die alten Pietäten umwerfen will; und nur das Alte ist das Gute!“¹⁴ Noch einmal anders formuliert: Es ist doch vermutlich eine ausgewogene Mischung aus Mut und Skepsis, von Modeaffinität und Moderesistenz, aus Spieltrieb und seiner Begrenzung, die verhindert, dass Neuheit den Bezug auf Wahrheit verliert und damit in der Wissenschaft uninteressant oder gar schädlich für den Fortgang derselben wird. Weder ist, wie wir sagten, das Neue per se das Wahre (noch gar das Gute), noch das Alte; solche schlichten Duale wie „Alt“ versus „Neu“ helfen, wie wir sahen, wenig weiter, wenn wir eine vernünftige Antwort auf die Frage suchen wollen, wie mehr Neues im präzisen Sinne von Wahrem in die Wissenschaft kommt.

Was ich eben ausgeführt habe, ist hoffentlich konsensfähig und könnte in seiner Allgemeinheit trivial wirken. Deswegen will ich am Schluss noch einmal an Günter Ziegler und Martin Quack anknüpfen und *fünftens* nach der spezifischen Rolle der Akademie in diesem Zusammenhang fragen. Meine fünfte These lautet daher: *Die Akademie muss ein Ort sein, an dem besonders das Spiel im Sinne eines Denkexperiments erwünscht ist und gefördert wird* – ein bisschen pointiert gegenüber einer an sich zutreffenden Formulierung von Frau Mayntz gesagt: Wenn das Niveau, auf dem experimentiert und gespielt wird, genügend hoch ist, kann man es sich vielleicht in einer Akademie eben doch gelegentlich leisten, Vorhaben zu fördern, „nur weil sie ‚neu‘ sind und niemand von den Etablierten etwas von ihnen hält“, mithin venture capital einzusetzen in einer Welt, in der alles hundertmal auf die Passförmigkeit zum Mainstream überprüft wird. Eine Akademie sollte so auch Dinge finanzieren, die zunächst einmal eine größere Gruppe an Mitgliedern – beispielsweise aufgrund der von Günter Ziegler in seiner fünften These vorhin erwähnten Sprachbarrieren – für absurd hält, denn es wäre ja ganz schrecklich, wenn die Risikoarmut, die der Bericht einer internationalen Kommission zur System-

¹⁴ Nietzsche, Friedrich: Die fröhliche Wissenschaft Erstes Buch 4. Abschnitt. In: Nietzsche, Friedrich: Morgenröte, Idyllen aus Messina, Die fröhliche Wissenschaft. Kritische Studienausgabe, hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari, Bd. III, München u. Berlin/New York 1999, S. 376.

evaluation der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Max-Planck-Gesellschaft unter dem Titel „Forschungsförderung in Deutschland“ von 1999 dem deutschen Wissenschaftssystem bescheinigt¹⁵, auch unsere Akademie charakterisieren würde. Solche Bereitschaft zum Risiko setzt im besonderen Maß Freiheit von Eingriffen des Staates oder der Gesellschaft voraus – auf diesen Zusammenhang hat in letzter Zeit besonders unser scheidender Präsident Günter Stock hingewiesen; sie erfordert aber auch, dass eine Akademie die Wissenschaft beim Denken kritisch beobachtet und also auch sich selbst, worauf Jürgen Mittelstraß immer wieder hinweist.

Das alles verlangt freilich, um ganz zum Schluss noch einmal konkreter und deutlicher zu werden, dass wir den ohnehin geschmälernten Etat für unsere interdisziplinären Arbeitsgruppen nicht weiter reduzieren dürfen. Wer die Entwicklung des Haushaltes unserer Akademie über die Jahre betrachtet, wird schnell bemerken, dass der finanzielle Spielraum für die Einrichtung neuer interdisziplinärer Arbeitsgruppen leider immer mehr geschwunden ist – schlicht deswegen, weil sich andere dringende Aufgaben der Akademie wie beispielsweise die Arbeit von TELOTA, die Grundfinanzierung des Jahresthemas oder bis vor kurzem die Zeitschrift „Gegenworte“ anders hätten realisieren lassen. Dabei sind die interdisziplinären Arbeitsgruppen aber (neben den Debatten in der Versammlung) *der* Ort unserer Akademie für das gemeinsame Denkeperiment und damit auch für die Überwindung der von Günter Ziegler erwähnten Sprachbarrieren. Günter Ziegler hat weiter gesagt, dass wir gewöhnlich dazu tendieren, „die Exzellenz in unserer Nähe“ zu fördern, also das, was vor der Haustür vorbei fließt, den *Mainstream*. Aus diesen Gründen dürfen wir bei aller Bedeutung der Wissenschaftsregion Berlin-Brandenburg für unsere Arbeit den überregionalen Anspruch und vor allem Internationalität dieser Akademie nicht aufgeben – auch nicht unter den gegenwärtigen schwierigen finanziellen Umständen (ich denke dabei insbesondere an die volle Erstattung der Reisekosten für Mitglieder, die beispielsweise aus den Vereinigten Staaten zu Veranstaltungen der BBAW kommen). Nur wenn unsere Akademie die Exzellenz in unserer Ferne in den Blick nimmt und international ausgerichtet bleibt, dann kann sie einen Beitrag dazu leisten, dass wir die Innovationskraft nicht verlieren, die offenkundig

¹⁵ Die Ergebnisse der Systemevaluation sind im Internet zugänglich unter folgender Webadresse: http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/archiv_download/forschungsfoerderungDeutschland.pdf. In diesem Bericht werden die Begriffe „risikoreiche“ und „innovative“ Forschung allerdings nahezu synonym verwendet.

die ausgezeichnete, die für die Neukonstitution der BBAW vor rund zwanzig Jahren Verantwortung trugen. Nur in einer erschlaferten Akademie würde gelten: „Preise bekommt, wer Preise hat“ – wir sollten wohl einmal ein Rundgespräch in dieser Akademie durchführen über die hiermit von Günter Ziegler aufgeworfene spannende Frage, wie wir innerhalb des organisierten Betriebes der Preisverleihungen eigene Akzente setzen können.

Soweit mein Versuch, in fünf Thesen zusammenzufassen und mit ein paar eigenen Akzenten aus meinen eigenen Forschungsgebieten zu versehen, was wir von Jürgen Mittelstraß, Horst Bredekamp, Renate Mayntz, Günter M. Ziegler und Martin Quack gehört haben. Damit wollte ich aber zugleich in die anschließende Diskussion einleiten, auf die Jürgen Mittelstraß, die andern Referenten und ich selbst uns jetzt freuen. Vielen Dank.